

Im Lötschental [Schluss]

Autor(en): **Binder, Gottlieb**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

trotz des Gedankens an dieses Unvermeidliche, das über dem Geheimnis des Daseins brütet, habe ich den Mut, aufrecht zu stehen. Die Einheit der Urkräfte, das Leben, ist der Urgrund der Wahrheit und mein Gott. Ist es nicht auch der Deinige, Céri? . . . Namen sind nur Namen. Weil ich Mensch bin, gebe ich ihm die Form der Persönlichkeit, und wenn ich heute an sein Urteil appelliere, so geschieht es ohne Furcht, denn mein innerster Wille hat die Wahrheit zum Ziel, wenn auch das Werk ein Krüppel ist.

„Céri, wärst Du mir nicht eine Lebensbedingung geworden, so wären mir Tod und Vernichtung ein Begriff, und ich hätte ohne Bedauern mich darein gefügt. Jetzt läßt die Schönheit der Stunde mich eine Ewigkeit erhoffen, wo ich mit dem Recht der unsterblichen Zuneigung bei Dir sein werde. Es gibt in der Welt nur eine Urreligion, die der Liebe. Dies ist meine Religion.“

* * *

„Wenn der Tod mich nicht meuchlings mordet und die Qualen auf dem Sterbelager mir ruhige Minuten gönnen, so wird wohl der gehorsame Glaube der Kindheit sich betend an die Überzeugungen und Hoffnungen meines frischen Mannesalters schließen wollen.“

Dieser Reflex von der Zeit der Unverantwortlichkeit ist wie der unsichere Schein des Nordlichtes — bevor das Dunkel der Bewußtlosigkeit vollständig eingetreten. Mein fliehender Gedanke wird diesen Schimmer mit derselben Ehrfurcht wiedererkennen, wie ich das Andenken meiner Mutter hochhalte und dankbar das treuherzig Rührende darin erkennen . . . rührend wie der Klang der Kirchenglocken auf dem Lande, die den Eintritt des Feiertags einläuten am Samstag Abend.“

„So wage ich dem zu begegnen, was kommen mag, Céri . . . wagst auch Du?“

* * *

Als ich Céri das nächste Mal wieder sah, sagte ich demütig und in bittendem Tone:

„Glaube nicht, daß ich jetzt gleich Antwort erwarte, nicht einmal in der nächsten Zukunft. Bedenke reiflich Deinen Beschluß, so daß Du Dich nicht nochmals übereilst. Gib Acht auf mich und urteile streng, wenn Du willst, aber vergiß nicht die Gerechtigkeit . . . und sei nicht unnatürlich. Wenn Du endlich glaubst, den Schritt wagen zu können, so laß mich's wissen mit dem alten guten Vertrauen zwischen uns beiden; ich will versuchen nicht aufzubrausen vor wilder Freude und werde nur die feinen blauen Adern küssen auf Deiner Hand und flüstern, das war . . . mutig von Dir.“

„Jarl — ich habe Dir viel, viel zu Leide getan, gegen meinen Willen.“

„Nein, nein, rede nicht so unvernünftig. Du bist mir eine helle Sommerwolke gewesen, ohne die mein Himmel leer wäre.“

* * *

Wieder ging ein Jahr zu Ende, der Winter ging, der Frühling kam — und wieder ein neuer Sommer.

Ein Fischerdorf am Meere — große und kleine Häuschen an der See — ein Strand von rötlich grauen Klippen mit Kiefern, Wachholder und Meerdorn — und das Meer!

Die Dämmerung ist früh eingetreten, nur dort im Westen ist es ungewöhnlich klar . . . eine wunderbare strahlende Klarheit, die ich nie ver-
geffe.

Lautlos höre ich auf zu rudern, springe ans Land und ziehe das leichte, kleine Boot hinauf zwischen die Steine des Strandes.

„Komm, Céri! . . . und ich strecke meine Arme nach ihr aus. Sie steht schon vorn im Boote. Die geschmeidigen Linien ihrer biegsamen Gestalt heben sich reizvoll gegen das blaßblaue Meer ab — sie beugt sich mir entgegen und sagt ernst und bedeutungsvoll:

„Ja, ja — ich komme, Jarl!“

Sie küßt mich leise auf die Stirn, dann gehen wir beide neben einander die Anhöhe hinauf, den großen und kleinen Häuschen zu.

Im Löttschental.

Von Gottlieb Binder.

(Schluß.)

Am Eingang zum Dorfe liegt links die Kapelle, rechts der kleine Gottesacker, dessen Gräber ausnahmslos von der Natur mit Blüten geziert werden: mit Erdrauch (*Fumaria officinalis*), Ackerstiefmütterchen (*Viola tricolor*), Kamille, Glockenblumen und einigen kurzstieli-

gen „Gälwen Gretlini“. Die ebenfalls auf den Fels gegründete Pfarrkirche liegt im untersten Teil des Dorfes. Ihr sind neben Blatten noch die Huben Ried, Weißenried und Eisten zuge-
teilt. Wer durch die Hauptgasse geht, kann ihre mit Sprüchen und Jahreszahlen gezierten



Begräbnisfeier in Blatten.

„Phot. Wehrli A.-G., Rütliberg-Zürich“.

ſchwarzbraunen Häuſer kaum ungeſtört betrachten; er muß ſein ganzes Augenmerk, beſonders bei der Poſt, auf den Boden richten, ſonſt fällt er ſicher, ſo launenhaft iſt hier der Fels geformt.

Bis Rippel befördert man die Poſtfachen auf der neuen Straße mit dem Wagen. Von dort aus müſſen ſie von Maultieren nach Wiler, Ried, Blatten und Taſleralp getragen werden. Es gibt unter den Bewohnern beſonders der hinteren Dörfer von Lötſchen viele Mühselige und Beladene, aber zu den allermühseligſten und beladenſten Geſchöpfen gehören im Lötſchental unbeſtreitbar dieſe braven Maultiere, die während der Saiſon ihre meiſt ſehr ſchweren Laſten auf dem außerordentlich holperigen, ſteinigen Wege in der Sonnenhitze talauftragen müſſen.

Die Bewohner von Blatten ſind arm. Sie erhoffen Glück und Heil von einer baldigen Weiterführung der neuen Straße bis Blatten. Sie wird über kurz oder lang ſicher kommen. Dann werden in Blatten und auf Weißenried Hotels gebaut, und die Kultur mit ihren gepriesenen Errungenschaften wird auch im hinteren Lötſchental ihren Einzug halten. Dem Lötſchental geht es dann wie den vielen andern Bergtälern, die dem Verkehr und der Fremden-induſtrie erſchloſſen worden ſind.

In Blatten hat Frä. Dr. Hedwig Anneler mit Unterbruch an die zehn Jahre gewohnt und zuſammen mit ihrem Bruder das von Fleiß, Gründlichkeit und Kunſtſinn zeugende Werk über „Lötſchen“ geſchrieben. Leider war es

der Verfaſſerin nicht vergönnt, wie Fellenberg und Stebler die Herzen der Lötſchentaler für ſich zu gewinnen.

* * *

Hinter Blatten iſt das Bett der Lonza breit und von großem Schutt erfüllt. Im Hochſommer blüht an den Stellen, die vom Waſſer nicht beſpült werden, das Moränenweidenröschen (*Epilobium dodonaei*) und am Wege die Karthäusernelke (*Dianthus carthusianorum*). Jenſeits der Lonza hat der vom Baltſchiederjoch herkommende Standbach ein großes Schuttfeld abgelagert.

Auf ziemlich ſtark anſteigendem Pfad gelangt man über das von wenigen Familien bewohnte, in den Schein weißer Firne geſtellte Giſten, zum Rühmattälpli mit der reizend gelegenen Wallfahrtskapelle Rühmatt. Nach Stebler hauste einſt in der Balm ob Giſten ein Einſiedler, der „Balmema“. Da er nie zur Kirche kam, mahnte ihn der Pfarrer. Am nächſten Sonntag erſchien er wider Erwarten beim Gottesdienſt. Die ganze Gemeinde ſchaute nach dem ungewohnten Gaſt und bemerkte zu ihrem höchſten Erſtaunen, daß er ſeinen Hut an der Wand an eine Sichel hängte, die vom Widerschein der Sonne gebildet wurde. Weil nun der Pfarrer davon überzeugt war, daß der Einſiedler „mehr konnte als Broteſſen“, lud er ihn fortan nicht mehr zum Gottesdienſt ein.

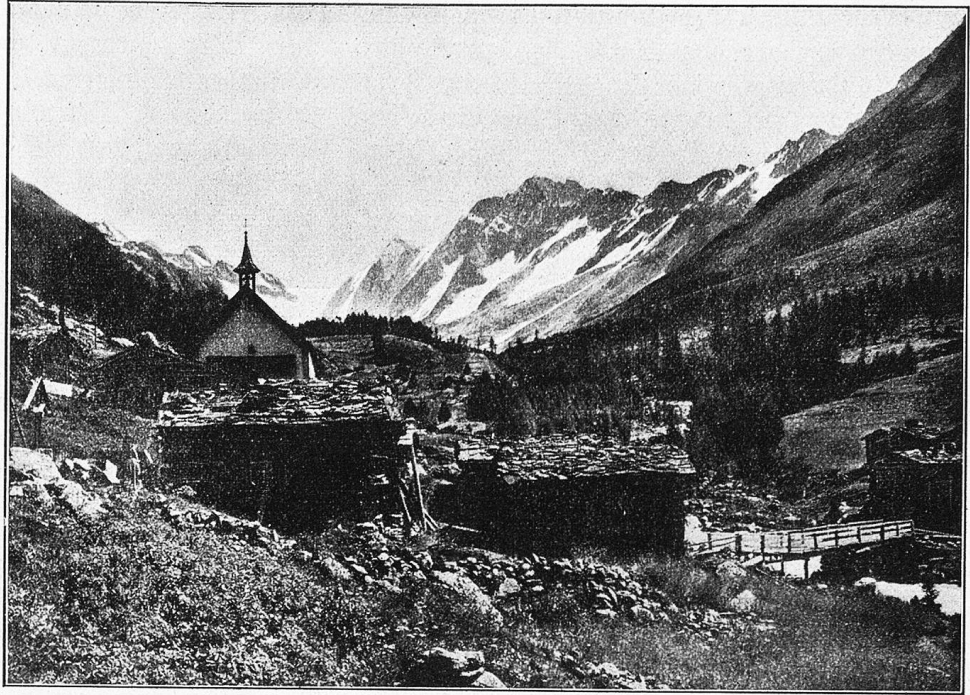
Die Mauern der reſtaurierten Rühmattkapelle glänzen weiß wie die Firne der in mächtiger Runde ſtehenden Schneeberge. Die zahlreichen Botivgeſchenke, die einſt das Innere des Bethauſes verunzierten, ſind entfernt worden, und mit ihnen — ob mit Recht, bleibe hier dahingeſtellt — auch die aus alter Zeit ſtammenden Wandſprüche. Das geſchnittene Bild der Mutter Gottes iſt faſt nicht ſichtbar wegen des engmaſchigen, vom Boden bis zur Decke reichenden Chorgitters. Ein Schmuckſtück bildet der ſehr ſchön gearbeitete Weihwaſſerſtein links vom Eingang.

Wer eine Sommerabendſtunde auf der hölzernen Bank vor der Kapelle oder bei den in nächſter Nähe ſtehenden Hütten zubringt, kann

beobachten, daß die Einheimischen mit rührender Liebe an diesem Bethause hängen. Männer und Knaben, Frauen („Froiwen“), Töchter („di Lechträ“) und Mädchen stellen, bevor sie zur Alp hinaufsteigen, die Sensen, Gabeln, Milchtansli („Luitel“) u. a. auf die Bank oder an die Mauer und gehen in die Kapelle hinein, um ein Gebet zu verrichten. Hedwig Anneler schildert diesen Vorgang in einem Aufsatz in „Rühmatt. „Heimat“ u. a. zutreffend mit folgenden Worten:

„Aus der Türe der Kapelle erblickt man die fernen Dörfer; das kreisrunde Fensterlein der Rückwand aber, das Altarauge, schaut in eine Wildnis von Steinbrocken, Felstischen, gewaltigen Blöcken und Platten und hin zu den Weiden der Alpen, die nur während kurzer Zeiten bewohnt sind. Jeder Hausvater, der ein Käskessi in die Alp huckeln will, stellt es zuerst nieder auf die Bank an der Kapelle und öffnet die Tür. Jede Alplerin, die da heranzwandelt, ein Körblein am Arm, einen Strickstrumpf in Händen und am Rücken das blanke Milchfäßchen, tritt hier ein und neht die Finger im Weihwasser, das auf einem Steinfuß in wunderreich geschnittener Schale erglänzt. Und jede Mutter, die ihr Kleines in die milchreiche Alp hintragen will, kniet zuvor in einem der vielen, harrenden Bänke nieder. Die Nachbuben sogar erheben die Augen zum Altar in der Tiefe der Kapelle, bevor sie mit zitterndem Herzen zu einem der schlafenden Stafel hinschleichen, einer jungen Alplerin zulieb.“

Die Sage weiß von der Kapelle in Rühmatten folgendes zu erzählen: Fromme Hirten erbauten in Rühmatten ein einfaches Bethaus. Als sie wie üblich in stiller Abendstunde den heiligen Rosenkranz beteten, erblickten sie ein hellschimmerndes Licht, das seinen Glanz auf eine verwitterte Marienstatue warf. Sie hol-



„Phot. Wehrli N.-G., Rütliberg-Zürich.“

ten dieselbe und bargen sie einstweilen in ihrer Hütte, bis sie nach Jahr und Tag ein Kapellchen erbauten, in welchem sie die Statue aufstellten. An den Vorabenden der Marienfeste versammelten sich die Hirten stets wieder um die Statue und sahen beim Hinausgehen bisweilen hellbrennende Lichtlein. Wer sie beobachtete, sah sie hell und lieblich bis vor Tagesanbruch glänzen und dann plötzlich erlöschen. — Das Vertrauen wuchs. Das Kapellchen wurde vergrößert und nach eingeholter Bewilligung des Oberhirten, Bischof Jordan, 1555 eine für den öffentlichen Gottesdienst bestimmte Kapelle. So haben wir in bildschöner Gegend die von der schäumenden Lonza umrauschte Kapelle von Rühmatten in Lötschen (Walliser Sagen I. Band).

Von Rühmatt geht's die wasserreiche Megli hinauf zum Faflerhotel, das ebenfalls in bildschöner Gegend liegt. Auf den Matten der Megli mit den vielen Hütten sind die Alpler mit Heuen beschäftigt. Man hört ringsum Sensendengeln. Neben dem aromatischen Duft des würzigen Bergheus atmet der Wanderer auch den Schneehauch der nahen Firne und Gletscher ein. Aus der Tiefe herauf dringt das dumpfe Rauschen der Lonza und von Fafleralp herüber das Herdengeläute in seinem schwermütigen Dreiklang: glang, glang, glang, tong, tong, tong, gling, gling, glina.

Am Wege blühen die spinnwebige Hauswurz (*Sempervivum arachnoideum*), die lanzettblättrige Kratzdistel (*Cirsium lanceolatum*), reift die Heidelbeere („Heiperr“), prangt die Seidelbast (*Daphne mezereum*) in der Fülle seiner zinnoberroten Beeren.

Das Gasthaus „Fasleralp“ ist nicht hotelmäßig im landläufigen Sinne des Wortes, sondern schlicht und heimelig, nach guter Schweizerart gebaut. Man genießt von da aus einen prächtigen Rückblick über die ganze Talschaft. Abends trifft man auf Fasleralp neben Kurgästen und Bergführern aus dem Löttschental, von Lauterbrunnen und vom Eggishorn Hochtouristen, denen der Firnenglanz und die harste Gletscherluft im männlichen Ringen mit den schneesturmumsauften Felsengipfeln zum Erlebnis geworden sind. Da treffen auch alle diejenigen ein, die frühmorgens über den Reichgrat, die Löttschenlücke, den Petersgrat, die Wetterlücke gehen wollen oder von dorthier kommen.

Östlich von Fasleralp liegt das Reich der Gletscher und Schneefelder: der Langgletscher, der Anenfirn, der Löttschenfirn, der Oberaletsch- und der Reichfirn. „Allüberall ist Firnelicht, das große, stille Leuchten.“ Da raunen aus alten Zeiten zahlreiche Sagen, von denen die beiden folgenden hier Platz finden mögen.

Ein Jäger, der vielmal in die Anen jagen ging, hörte einst auf dem langen Gletscher weinen und singen. Das konnte er sich nicht erklären und ging über den Gletscher hin. Da sah er zwei Frauen: die eine, im Gletscher eingefroren bis an den Hals, sang, die andere, nur eingefroren bis an die große Zehe, weinte. Darüber sehr verwundert, fragte er die Frau, die bis an den Hals eingefroren war, warum sie denn singe, während jene weine, die noch kaum angefroren sei. Da antwortete sie ihm: „Ich singe, weil ich bald erlöst bin; jene weint, weil ihr Leiden eben erst beginnt.“

Viele haben schon den Gratzug (Volksgang) oder die Totenprozession in Löttschen getroffen und gesehen. Sie nimmt ihren Weg von Faldum her über Gistli, Lärrihaus, Mittliwald, Gistli, Schwallguffer, Weizenried, Brand, Gletschertafel, Gorgä und Ane. Der Großvater von Lorenz Ebner sah, als er in der Ane auf der Jagd war, den Gratzug kommen. Er mußte aus dem Wege weichen. Sein Urgroßvater, der in Weizenried wohnte, hatte einst in einer Quatembernacht eine Schlittenladung Holz auf

der Straße vor seinem Hause stehen lassen. In der Nacht wurde er geweckt und hörte eine Stimme, die ihm rief: „Willst du die Straße räumen, oder sollen wir sie räumen?“ Er stand auf und sah, daß die Totenprozession da war. Sobald er das Holz aus der Straße entfernt hatte, ging die Prozession vorbei. (Walliser Sagen, Band II.)

Als der Schreiber dieser Zeilen morgens um halb vier Uhr von Hotel Fasleralp weg in der Dunkelheit den Weg suchte über die mit Sennhütten bestandene Fasleralp, fiel ihm jene heitere Episode ein, die Stebler wie folgt erzählt: „Eines Abends gingen zwei junge Löttscher zum „Sprachen“ (zur Liebsten) nach der Fasleralp. Ein junger schwarzer Stier hatte sich an diesem Abend der Aufsicht des Hirten entzogen und sich auf den Weg gelegt, wo die beiden nächtlichen Wanderer vorbeikamen. Da es stockfinster war, stieß der Vordermann auf den Stier und zwar gerade so, daß er rittlings auf diesen zu sitzen kam. In diesem Momente erhob sich der Bierbeiner und rannte mit dem Reiter davon. Der Hintermann glaubte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu und meinte, der Schwarze sei der leibhaftige Satan. Erschrocken rief er aus: „Jesses Maria, isch das so en schlächte Mensch, daß nin grad der Tifel nimmt.“

* * *

Zum Schönsten, was das Löttschental bietet, gehört eine Wanderung über seine Alpen: von Fasleralp über Tellialp, Werikalp, Lauerhernalp, Hockenalp, Kummnen-, Resti- und Faldumalp oder umgekehrt. Sie sind durch einen Weg miteinander verbunden und liegen in einer Höhe von rund 1900 m bis 2100 m. Von jeder Alp aus führt auch ein Weg ins Tal hinab. Am bequemsten ist diese Wanderung von der in ca. 1800 m Höhe gelegenen Fasleralp aus. Man geht über die Matten von Fasleralp aufwärts bis zu einem über den äußeren Faslerbach führenden Brücklein („Briggelti“) und gelangt dann auf schmalem, an einem steilen, bewaldeten Gang hinführenden Weglein zum Schwarzsee, wo die Sage raunt, und weiterhin zur Tellialp. In dem klaren, in großer Einsamkeit liegenden Alpensee beschauen sich die „Seenflühe“, und an seinen Ufern blühen die goldene Arnica montana, die Schafgarbe (*Achillea atrata*), die Glockenblume, die Goldrute und der große, gelbe Enzian (*Gentiana lutea*). Die mageren Alpweiden beim



Der verlorene Sohn.

Von E. v. Gebhardt.



Die Werikalp.

„Phot. Weheli K.-G., Kilchberg-Zürich“.

Schwarzsee gehören zur Telli alp. An einer in natürlichem Bette fließenden Wasserleitung entlang erreicht man durch Wald und Alpenmatten — wo der purpurrote Enzian (*Gentiana purpurea*), der Feldenzian (*Gent. campestris*), *Parnassia palustris*, das zweihaufige Ruhrkraut (*Gnaphalium dioicum*) und *Saxifraga aizoides* blühen — die außerordentlich wasserreiche, von unten bis oben mit Steinblöcken übersäte Telli alp. Der weiße Petersgrat grüßt auf die zwanzig, ziemlich eng beisammen stehenden Sennhütten hernieder.

Diese bestehen ohne Unterschied aus Stall, Stube und Küche. Der Eingang zu der überm Stall liegenden Stube führt durch die an der Bergseite befindliche Küche. Küche und Stube in der Sennhütte sind ganz ähnlich eingerichtet wie im Wohnhaus des Tales. Die Alplerin schmückt ihr Stübchen mit an der Wand angebrachten Tassen, Bildchen und Taschentüchern.

Von der Telli alp erreicht man die Werikalp (2114 m) und die Lauchernalp mit ihren an steilen Rippen aufgebauten, malerisch gruppierten Hütten. Unterwegs trifft man von Alpenpflanzen u. a. das Wintergrün (*Pyrola*), eine weiße Abart der härtigen Glockenblume (*Campanula barbata*), die spinnwebige Hauswurz, *Aconitum napellus*, das wirtelblättrige Läusekraut. Häufig begegnet man auch dem „Gemsbart“ („Charabuäbun“), der Frucht der Alpenanemone.

Herrlich wandert sich von Werikalp über wasserreiche Matten, wo die Alpler mit dem

Einbringen des stark duftenden Heues beschäftigt sind, zur Lauchernalp, der schönsten Lötſchentaleralp und zur nahen Hockernalp ob Rippel.

Das Hirten des Viehes auf den Alpen — Lötſchen besitzt rund 900 Stück Rindvieh, 700 Geißen und 1600 Schafe — und die damit verbundenen Arbeiten in der Sennhütte werden während der etwa zwei bis drei Monate dauernden Alpzeit von Frauen, Töchtern und Kindern besorgt. Gingegen zur Zeit des Heuens trifft man auf den Alpen auch die Männer bei ihrer Arbeit. Sie mähen das kurze

Gras ab, dörren es an der heißen Bergsonne, tragen es in Bürden nach den Hütten, steigen durch eine Leiter aufs Dach und lassen es, nachdem die Umschnürung losgelöst ist, durch eine abgedeckte Stelle des Daches auf die Heubühne hinabfallen.

Gegen Mitte Herbst wird das Vieh zu Tal getrieben und auf den Talwiesen gehütet, so lange es daselbst „etwas zu weiden gibt.“ Nachher treibt man es wiederum in die Hütten der Mittelberge und Alpen (Fasleralp, Lauchernalp, Hockernalp) und verfüttert nun dort das im Sommer gewonnene Heu. Diese Arbeit verrichten die Männer, denn die Frauen sind über Winter im Tal unten mit dem Spinnen der Wolle beschäftigt. Die Milch wird täglich zu Tal gebracht, falls es nicht „gufchlet“, d. h. sofern den Sennen nicht Gefahr droht durch Schneetreiben und Laminengefahr. Es kommt vor, daß die Hirten bei ungünstiger Witterung oft zehn Tage lang nicht ihre Hütten verlassen können. Dann bereiten sie Käse aus der Milch. Gehen im Laufe des Januars die Dürrfutterbestände zur Neige, so wird das Vieh abermals ins Tal hinabgetrieben und daselbst in den Ställen verpflegt, bis „die Brünnelein fließen im lieblichen Mai.“

Wer in der eigentlichen Alpzeit durch die Sennhüttendörfer des Lötſchentals wandert, hat Gelegenheit, an Frauen und Töchtern die originellen, kleidsamen Hütchen („t Hiät“) zu studieren, die fast aussehen wie umgekehrte Nähkörbchen. Sie werden von ihren Trägerinnen selbst aus Stroh geflochten und ver-

bränt mit Bändern — ſchwarzſamtenen für den Werktagſ- und buntſeidenen für den Sonntagſhut.

Der „Betruſ“ oder „Alpſegen“ iſt auf den Lötſchentaler Alpen nicht gebräuchlich. Dagegen ruft die Alpvögtin vor dem Einnachten die Sennerinnen zuſammen und betet mit ihnen beim Stafelkreuz den Roſenfranz.

Hirtenlied und Jodel ſcheinen in Lötſchen nie recht heimlich gewefen zu ſein. Es iſt auffällig, daß ein ſo ganz auf ſich ſelbſt angewieſenes Volk, das mit zähem Sinn an Volkstum und Heimat hängt und über ſiebenzig Sagen ſein eigen nennt, kein einziges, ſangbares Volkslied, bezw. Hirtenlied aufweiſt, obſchon ihm die fröhlichen Anläſſe nicht fremd ſind. Es ſei nur an die maskierten Roitſcheggan an der Faſtnacht erinnert, an die großen Hochzeiten, die Spinnſtubeten, das „Zittelabend“, das „Sprachen“ u. a. m. — Veranſtaltungen, die man ſich, abgeſehen von den Roitſcheggenumzügen, faſt nicht ohne Geſang denken kann. Stebler gibt in ſeiner vortrefflichen Monographie einige Volksliederproben aus dem Lötſchentale, ebenſo Hedwig Anneler. Aber es befindet ſich nichts darunter, was den Freund des ſchweizeriſchen Volksliedes befriedigen könnte.

Wie ergreifend ſchön klingt jenes aus Sehnuſucht und tieffter Heimatliebe hervorgegangene Hirtenlied aus dem Aletsch herüber:

O wie bin ich in Aletsch gärü (gern),
O wie iſcht mir in Aletsch wohl!
Tuot mer ſchi's Härz im Dvb erfreumu,
Wen ich gägu-n-Aletsch ſoll!

Ob Lötſchen nie etwas Ähnliches beſeſſen?

Einem gemütvollen Brauch beſitzt Lötſchen im Alpſegen, das nach Stebler folgenden Verlauf nimmt. In den erſten Tagen nach dem Bezug der Alpen ſteigt der Prieſter hinauf und ſegnet Menſchen und Vieh, Haus und Trift. Die Sennerinnen bringen allerlei Gegenſtände zum Stafelkreuz, die in den Segen mitbezogen werden, wie Brot, Salz und Waſſer in Flaſchen und Eimern. Alles wird ſorgfältig um das Kreuz herumgruppiert. Auch Holzfohlen werden geſegnet. Mit dieſen macht man ein Kreuz auf den Rücken der Tiere oder gibt ſie zerſtoßen im „Gläck“ dem Vieh zu freſſen. Das geſegnete Waſſer wird in Flaſchen aufbewahrt und damit das Weihwaſſerbedcken neben der Stubentüre von Zeit zu Zeit nachgefüllt. Wenn die Sennerin am Morgen die Hütte ver-

läßt, greift ſie nach dem Weihwaſſer und bezeichnet ſich mit einem Kreuz. Nach dem Segen verteilt der Geiſtliche Heiligenbildchen unter die Anweſenden. Hernach wird er durch die Alpvögtin mit Rahm, Milch, Honig, geſchmolzenem Käſe, Backwerk, getrocknetem Fleiſch und Wein bewirtet. Dann zieht er fürbaß auf die nächſte Alp, wo ſich die nämliche Zeremonie wiederholt, biß ſämtliche Alpen den Segen empfangen haben. Die Geiſtlichen von Rippel und Blatten teilen ſich in dieſes Amt. Als Entgelt erhalten ſie von jeder Alp die an jenem Tag aus der geſamten Milch gewonnene Butter. Dieſe von den verſchiedenen Sennerinnen gebrachte Spende wird von der Alpvögtin in einen großen Stoß geformt, der entſprechend der Größe der Alp, bezw. des Viehſtandes ein Gewicht von 15—25 Pfund erreicht. Dieſe Abgabe iſt ein Teil des beſcheidenen Einkommens der Geiſtlichen.

Es iſt ein herrliches Wandern aus dem Bergtal von Lötſchen durch die Bannwälder zu den lichtvollen Alpen hinauf. Der ſchönſte



Lötſchentalerin beim Spinnen.

Phot. Weheli A.-G.,
„Rilchberg-Zürich“.

und bequemste Weg führt von Wiler durch uralten Tannen- und Lärchenbestand an einer malerischen Waldkapelle („Chapelletti“) vorbei zur Lauchernalp hinauf. Wie manch eine Tanne oder Lärche wächst da trotz Sturm und Winternot herrlich auf, steht Jahrhunderte hindurch ungebrochen und grüßt als ein Symbol kraftvollen Lebens hinüber zu den weißen Firnen der Bietschhornkette. Aber eines Tages

bleiben die Sennhütten zurück. Das kahle Gebirge beginnt und mit ihm der Kampf, den die Natur auf diesen Höhen führt. Man spürt den Hauch der lichtvollen Schneefelder und schaut die vom Blau des Himmels sich abhebenden Spitzen.

Unvergleichlich ist von diesen Alpenhöhen aus der Blick auf das in seltener Großartigkeit und Wildheit aufgebaute Bietschhorn und den



Blick vom Hockenkreuz (Hockenalp) auf das Bietschhorn. „Phot. Wehrli A.-G., Rütliberg-Zürich.“

fällt sie ungeachtet ihrer Kraft und Größe doch dem Bergsturm zum Opfer, während die vom Berggänglichen losgelösten, ganz auf das Zeitlose und Ewige gerichteten Bergriesen drüben überm Tal alle Stürme der Zeit überdauern.

Wie herrlich sind die Matten der Laucheren- und Hockenalp, auf denen der Sommer nach schier endlos langem, schwerem Winter einen kurzen, jauchzenden Sieg feiert! Man begreift es, daß im Frühherbst nicht alle Sennnerinnen leichten Herzens von diesen Alpen scheiden, daß die eine oder andere fühlt, was Schiller in den Worten ausspricht: „Ihr Matten lebt wohl, ihr sonnigen Weiden, der Senne muß scheiden, der Sommer ist hin.“

Wenn man zu den oberen Kuhweiden hinauffsteigt, hören die Bäume und Büsche auf,

reichen Zackenfranz der übrigen Gipfel zwischen Bietschhorn und Aletschhorn. Da muß man beim Tagesgrauen in harter Morgenluft allein sein und die Grüße der Tageskönigin an die Gipfel und Firne abwarten, oder beim Scheiden des Tages, wenn vom Tal herauf der Abend mit seinen Schatten zu Berge steigt und die weißen Gipfel des Bietschhorns im Widerschein der Abendsonne erglühen, daß man glaubt, es durchlodere sie ein inneres Feuer.

Wer die mächtigen Hüter des Lötchentales von einer der genannten Alpen aus gesehen hat in ihrem großen, stillen Leuchten, dem wird die Erinnerung zu einem Erlebnis, das über alle Alltäglichkeiten hinausweist zu den letzten Problemen menschlichen Daseins.

